

AUSSTELLUNG

Baltische Sechziger. Estnischer Modernismus im Architekturmuseum in Tallinn

Wolfgang Kil

Auch in der Boomtown Tallinn ist es wie beinahe überall: Kaum drängt sich die chaotisch entfesselte Investorenskyline in den Himmel, entdecken Historiker die Epoche der sozialen Planungsleidenschaft. Das Estnische Architekturmuseum, das 1996 im historischen Rotermann-Speicher einen recht prominenten Platz direkt am Hafen fand, präsentiert als große Sommerschau „Sixties – Der estnische Modernismus“.

Wie deutlich die Nachkriegsmoderne bereits zu einer eingrenzenden Stilperiode geworden ist, zeigt sich an der Begeisterung, mit der sich heutige Betrachter der Formenwelt jener Jahre zuwenden. Es zählt deshalb zu den Verdiensten der Ausstellung, dass sie den aufgerufenen Zeitgeist nicht nur bei einschlägigen Wegbereitern – von Le Corbusier über Archigram, den Metabolisten und Buckminster Fuller bis zu Venturis „Complexity and Contradiction“ – sucht, sondern genauso in der Alltagswelt mit ihren enormen Modernisierungsschüben für Herrn und Frau Jedermann. Auch in den baltischen Republiken

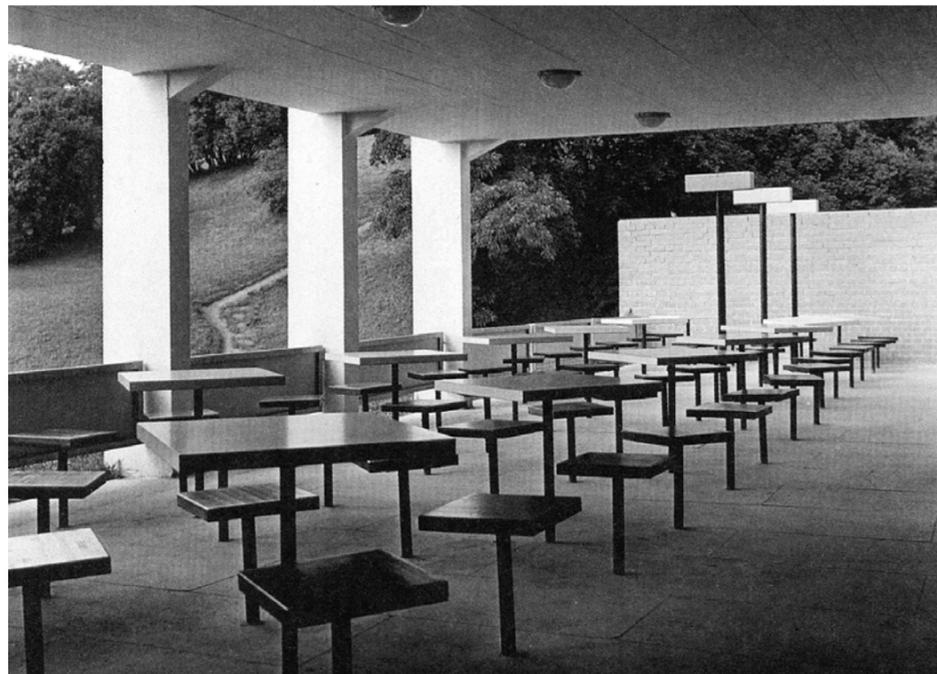
der damaligen Sowjetunion wurden zu jener Zeit kriegsversehrte Städte zu Industriezentren ausgebaut, was einen großen Bedarf an Verwaltungsgebäuden und öffentlichen Einrichtungen mit sich brachte. Das Leben sollte leichter und angenehmer werden, auch in estnische Haushalte zogen Fernseher, Kühlschränke und Waschmaschinen ein, Wohngebiete wurden mit Sporthallen, Kinos sowie – für Architekten offenbar besonders inspirierend – mit Cafés und Blumenpavillons ausgestattet. Nicht zu vergessen: Für den Osten Europas bedeuteten die „Sixties“ vor allem das Ende von Stalins Repressionen. Im „Tautewetter“ breitete sich Zukunftsbegeisterung aus, auch Neugier auf die Fortschritte des Westens. Unverhohlen verweist die Ausstellung auf Einflüsse des finnischen Sozialwohnungsbaus, die estnische Architekten damals von Studienreisen nach Tampere oder Tapiola nach Hause brachten.

Oft war „Kunst am Bau“ dem Beton voraus, mussten Sgraffiti an Giebeln und Foyerwänden die schwungvollen Metaphern von „Kosmos“ oder „Men-

schenglück“ liefern, wo die Bautechnologie noch allzu deutlich hinter der Zukunft zurückblieb. Interessant auch, wie sich nationale Eigenart an internationalem Styling abarbeitete: Bis heute ist estnische Architekturtradition fest auf eine formstarke Moderne der Zwischenkriegszeit gegründet, weshalb auch im Nachkriegsmodernismus die besseren Exempel eher an Niemeyer oder Aalto erinnern denn an Plattenraster und Baukombinat. Regionalismen, unter Estlands Modernisten durchaus ernst genommen, blieben die Ausnahme, werden dann allerdings noch posthum gefeiert, wie das mit Spitzdach-Zitat überraschend expressive, heute leider zerstörte Café „Merepiiga“ von Voldemar Herkel (1966).

Auch die Auswüchse des Jahrzehnts werden nicht ausgespart. Für die einst berühmten, später eher berüchtigten Großwohnviertel der Hauptstadt steht Mustamäe, die erste rein industriell errichtete Siedlung (ab 1963), wie bei jedem Experiment dieser Art vor allem ein Monument des schweren Anfangs. Es braucht schon Einfühlungsbereitschaft, um aus den sperrigen Wohnblocks – wie alle Exponate in der kargen Entstehungszeit fotografiert – den Zukunftselan jener Jahre herauszulesen. Im Kontrast zu den vielen Datschen im finnisch-organischen Individualstil dann schließlich die abstrakten Hochhauskisten, aus denen die Begeisterung für kybernetisches Denken sprach. Kybernetiker hatten übrigens auch ohne Immobilienmarkt den Wert städtischen Bodens entdeckt und prompt dafür eine Dichteformel entwickelt, nach der die optimale Bauhöhe der Tallinner Innenstadt 16 Geschosse betragen sollte. Erste Schritte in diese Richtung wurden mit einem Parteigebäude (11 Etagen), dem eleganten Radiohochhaus (10 Etagen) und schließlich dem dominanten Hotel „Viru“ im Stadtzentrum (22 Etagen) gegangen. Die massiven Hochhaus-Cluster, die in Projektvisionen von Mart Port und Malle Meelak (1968) die pittoreske Altstadt bedrohlich umzingelten, blieben zum Glück nur Papier.

Wer im Estland von heute die stark ideologisierte Auseinandersetzung mit der Sowjet-Geschichte wahrnimmt, den muss die Tallinner Ausstellung auf dezente Weise verwirren. Seit den späten 50er Jahren waren es ausschließlich Esten, die hier planten und bauten und dabei Anschluss an internationale Trends mit respektablen, überdauernden Leistungen fanden – oft genug beneidet von Kollegen in anderen Teilen der Vielvölkerunion. Tallinn war die erste sowjetische Stadt, deren historischer Kern bereits 1966 als Flächendenkmal unter Schutz gestellt wurde. Gerade am Beispiel der „Sixties“ kann man auch hinter dem „Eisernen Vorhang“ die internationalen Trends und Kontroversen gespiegelt finden, getragen von starken Individuen und begabten Entwerfern, denen heute dafür nicht selten Argwohn entgegen schlägt. Die eher zaghaften Debatten über „Modernisierung und Diktatur“ bedürfen also dringender Vertiefung – gerade für anstehende Retrospektiven, nicht nur in den baltischen Staaten.



Esti Arhitektuurimuseum | Rotermann
Soolaladu, Ahtri 2, Tallinn 10151 |
► www.arhitektuurimuseum.ee | Mi–Fr 12–10,
Sa, So 11–18 Uhr | Der Katalog kostet 187 EEK.

Café Varblane in Tallinn, 1967,
Architekten: Väino Tamm, Vello Asi.
Foto: Rein Vanküla, EAM

AUSSTELLUNG

Natur als Vorbild | „Nature Design – von Inspiration zu Innovation“ in Zürich

Bewegung in der Natur nehmen wir ganzheitlich wahr. Wir spüren den Regen auf unserer Haut, hören das Prasseln der Tropfen, riechen das feuchte Laub. Günther Vogt spielt mit seiner Installation „Spiegel Nebel Wind“, die den Besucher vor dem Züricher Museum für Gestaltung empfängt, mit dieser Wahrnehmung und stimmt so auf die Ausstellung „Nature Design“ ein. Die Schau nimmt die seit den 90er Jahren in allen Bereichen der Gestaltung wieder zunehmende Auseinandersetzung mit der Natur zum Anlass, sich diesem Thema zu widmen.

Die Kuratoren verfolgen einmal einen geschichtlich-chronologischen Ansatz, der die Exponate in vier zeitliche Abschnitte, sogenannte Passagen, gliedert. Die Chronologie der Passagen wird von den „Themenlandschaften“ überlagert. Sie ermöglichen es, die verschiedenen Positionen, die die über 500 Objekte und Projekte aus Design, Architektur, Landschaftsarchitektur, Kunst, Fotografie und Forschung zeigen, einander gegenüberzustellen. Diese Zuordnung liegt wie ein unsichtbares Netz über den Objekten, der Betrachter bewegt sich frei darin und kann seine eigenen Schlüsse und Vergleiche ziehen. In diesem Nebeneinander werden die unterschiedlichen Ansätze, die den Arbeiten zugrunde liegen, deutlich.

WAHRNEHMUNG

Hören, Riechen, Fühlen | Führungen für Blinde in der Hessischen Staatskanzlei

Einen Blick hinter die Kulissen der Macht zu werfen ist nicht jedem beschieden. In Hessen versuchen es allein 10.000 Menschen jedes Jahr, indem sie der Hessischen Staatskanzlei einen Besuch abstatten. Nun dürften es noch mehr werden. Einblicke werden diese neuen Besucher kaum sammeln können, dafür aber Eindrücke, die dem Durchschnittsbesucher ebenso entgegen wie den Bediensteten, die dort ein und ausgehen – selbst dem Ministerpräsidenten. Als erstes öffentliches Gebäude in Deutschland wird die Schaltzentrale der Hessischen Landesregierung von September an für Blinde und Sehbehinderte erfassbar sein.

Der Auftrag, das nicht Sichtbare erfahrbar zu machen, ging an die Deutsche Blindenstudienanstalt (blista) in Marburg, eines der führenden Bildungs-, Rehabilitations- und Medienzentren für sehbehinderte und blinde Menschen weltweit. Die blista erarbeitete ein Konzept, bei dem man in der Staatskanzlei alle Sinne – außer dem Sehen, versteht sich – beieinander haben kann. Haptisch, akustisch, olfaktorisch sollen die politischen Abläufe, die Architektur, die Atmosphäre und die Kunst der Institution der besonderen Besucher klientel nahegebracht werden. Nähe zu einem Ort der Politik ist ausnahms-

Zum Beispiel hat in den 30er bis 70er Jahren die Beschäftigung mit der Natur durch Ereignisse, für die hier beispielhaft die schrittweise Entschlüsselung der DNS genannt sei, einschneidende Veränderungen erfahren. Dies spiegeln auch Projekte wie Kieslers Endless House von 1959, Fullers Expo Dome für die Weltausstellung in Montreal von 1967 oder Kurokawas Helix City von 1961. Sie stehen für technoide Zukunftsvisionen, zeigen Strukturen, die sich an der Entwicklung von Organismen, dem Aufbau natürlicher Konstruktionen orientieren. Auf der anderen Seite stehen Entwürfe von Saarinen oder Aalto für eine die Natur nachahmende Strömung, die mit ihren eleganten Formen bald große Popularität genoss.

Bleibt die Frage nach der Interpretation des Begriffs „Nature Design“. Während man den wohlgeformten, geschmeidigen Projekten, etwa dem Nightclub „Embryo“ in Bukarest von Design Square One SRL oder Hani Rashids Parfümflakons, nichts Neues abgewinnen kann, lassen sich andere in die Tradition eines Kiesler, Fuller oder Frei Otto stellen. So auch das Projekt „Wave Garden“ von Yusuke Obuchi (2002), das Modell eines Wellenkraftwerks vor der Küste Kaliforniens, mit dem sich ein Atomkraftwerk ersetzen lässt. Die schwimmende künstliche Landschaft aus 1734 kachelartigen Flächen wandelt mit Hilfe von Sensoren den Druck der Wellenbewegung in Energie um. Sie ist für den wöchentlichen Strombedarf der Küstenregion ausgelegt. Am Wochenende, wenn der Strombedarf sinkt, steigt ein Teil der Plätt-

weise überhaupt das Wichtigste, nach dem das Projekt verlangt, denn über den Tastsinn erschließen sich blinde Menschen einen Großteil ihrer Umwelt. Bei einem ersten Testlauf war diesem Bedürfnis vollständig nachgegeben worden. Die Blinden durften sogar das „Pferd von Degas“ anfassen, eine Skulptur im Werte von rund drei Millionen Euro.

Im Foyer wartet eine Tafel, mit deren Hilfe der Grundriss der Staatskanzlei ertastet werden kann (Foto: Adrienne Lochte). Relieffartig heben sich die Räume ab. Um welches Zimmer es sich jeweils handelt, wird über die erhabene Schwarzschrift oder Punkschrift fühlbar. Tickt man mit einem speziellen Stift auf eines der Zimmer, bekommt man Informationen über die Geschichte oder die Nutzung des Raumes zu hören. Allerdings braucht ein Blinder gut zwanzig Minuten, um das Modell zu erfassen – als Auftakt bei Rundgängen mit fünf bis sieben Personen eine zeitraubende Angelegenheit. Daher soll künftig jeder Teilnehmer zu Beginn der Führung eine vereinfachte Version des Gebäudeplans in Form von Folienabzügen in die Hand bekommen. Die Führungen übernehmen überwiegend Mitarbeiter der Staatskanzlei, die dafür speziell „sensibilisiert“ werden. Wer etwa über den Besuch der deutschen Kaiserin im früheren „Kurhotel Rose“ (die heutige Staatskanzlei) berichtet, sollte die Höhe und Repräsentanz des Foyers vermitteln, indem er die Treppe hochsteigt und oben ein Glöckchen anschlägt. Die Akustik der Räume kann auch demonstriert werden, indem die führende



chen über die Wasseroberfläche und bildet eine Insel, eine Erholungslandschaft. Je geringer der Energiebedarf, desto größer die Erholungsfläche. Wave Garden ist damit nicht nur eine nachhaltige Möglichkeit, Strom zu produzieren, sondern gleichzeitig ein visueller Indikator für den Stromverbrauch. Es sind diese Projekte für deren Betrachtung man alle seine Sinne braucht. *Andrea Wiegelmann*

„Spiegel Nebel Wind“ von Günther Vogt, 2007
Foto: Vogt Landschaftsarchitekten, Zürich

Museum für Gestaltung | Ausstellungsstraße 60,
8005 Zürich | ► www.museum-gestaltung.ch |
bis 2. Dezember, Di–Do 10–20, Fr–So 10–17 Uhr |
Der Katalog (Lars Müller) kostet 29,90 Euro.



Person sprechend das Zimmer durchschreitet oder an gegenüberliegenden Wänden Ansagen macht. Dass es im Innenhof so still ist, dass man vergisst, in der Stadt zu sein, und die Luft so feucht, dass sie die Heilquelle unter dem Platz der Staatskanzlei erahnen lässt, darauf dürften die Blinden vielleicht ihre sehenden Begleiter als Erste aufmerksam machen.

Inzwischen sollen auch schon Sehende den Wunsch geäußert haben, wie Blinde durch die Staatskanzlei zu gehen. Und einen Nachahmer hat das Modellprojekt auch schon gefunden: Bundespräsident Horst Köhler plant das Konzept für seinen Dienststift in Berlin, das Schloss Bellevue, zu übernehmen.

Adrienne Lochte